

(Nachdruck verboten.)

57)

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Und als Sylvester beschrieb, wie der Pfarrer den Zettel vor ihn auf den Tisch warf, packte sich der Schuller auf die Kniee und lachte aus vollem Halse.

„Er hat g'moant, Sie verstengan nix davo. Aba Sie Hamm's glei kenna?“

„Gleich, wie ich's gelesen hab.“

„Es is halt do was Schön's, bal oana studiert hat. Ost hab' i mir denkt, wenn i Cahna g'jehg'n hab', es is eigentli schad', daß so a Mannsbild wie Sie a Stubenhocker werd, aba jetzt is 's do für was guat g'wen.“

Und dann wurde der Schuller wieder ernst.

„I bin Cahna viel Dank schuldig, Sylvester.“ sagte er. „Aba wissen S', d' Hauptsach' kummt erst. Dös müassens S' mir auf Ehr' und G'wissen sag'n, ob Sie fest steh' bleib'n auf dem, bal mir scharf zum Streit'n o'fanga.“

„Ich steh' nicht um, Schuller. Sonst hätt' ich Ihnen lieber nichts gesagt.“

„Und bal i Cahna bitt'n tat, daß Sie jetzt mit mir zum Haberlschneider gengan?“

„Ich bin dabei.“

„Und nacha san mir jwoa beim Haberlschneider g'wen,“ erzählte der Schuller. „Und da Sylvester hat de G'schicht akkurat a so vorbracht, wie bei mir, und da Haberlschneider sagt, jetzt glaabt er selm, daß i dös Spiel g'winne, und daß 's nimmer ausfo. Jetzt werd er schaug'n, der Herr Bau-stätter!“

„Paß auf, daß dir net no mal falliert!“ mahnte die Bäuerin. „Da Verdruß waar glei ärger, wie beim erstenmal.“

„Wie soll denn dös fallier'n? Da Sylvester steht vor' und wissen tuat er's g'nau. Er hat a paar Brief vom Geld, und a Büchel hat er, wo der alt' Pfarrer was nei g'schrieb'n hat.“

„Warum hat denn da Herr Mang den Zettel net glei b'halten?“

„Dös hat er net derfen.“

„Aba besser war's g'wen.“

„Na, Alte. Dös vafteht du z'weni. I will mei Recht. Dös müassens mir geben vor alle Leut' beim hellicht'n Tag. Und weil i dös will, derf i selber nix toa, was geg'n 's G'setz is.“

„Bal's dir no so 'nausgeht, Andrä!“

„Es geht mir scho naus. I hab' de G'wisheit in da Hand, und am Samstag kriag' i mei Recht. Da Sylvester fahrt mit eini ins Bezirksamt.“

Er streckte die Arme aus und lachte fröhlich.

Und dann unterhielt er sich noch lange mit seinem Sepp über das Soldatenleben.

Wie es zu seiner Zeit war, und wie es jetzt anders geworden ist

19. Kapitel.

„Begreifen Sie das nicht? Es ist doch so einfach!“ sagte der Bezirksamtman Otteneder und richtete ungeduldige Blicke bald auf Sylvester und bald auf den Schuller. „Ist das so schwer zu begreifen?“ wiederholte er.

„Ja, und ich werde es nie verstehen.“ sagte Sylvester.

„Dann will ich es Ihnen noch einmal sagen, obwohl ich eigentlich keine Zeit habe. Sie sagen mir, daß die Angaben des Pfarrers Geld gefälscht sind, das heißt, daß sie nicht von ihm geschrieben wurden.“

„Also was ist jetzt? Glauben Sie, daß ich meinen Beschluß umstoßen und den Vöst zum Bürgermeister machen soll? Das geht nicht und ist überhaupt unmöglich. Außerdem, woher wissen Sie, daß ich wegen der Beschuldigungen, die auf dem Zettel standen, die Bestätigung verweigerte?“

„Das steht im Beschluß,“ sagte Sylvester.

„Nein; lesen Sie ihn doch genau! Es heißt: „Diese Beschuldigungen liegen weit zurück und sind nicht bewiesen.“ Also ich habe keinen Wert darauf gelegt. Aber — jetzt hören Sie zu! — aber der Glaube an diese Behauptungen hat gezeigt, daß der gewählte Bürgermeister der Achtung entbehrt, nicht bei allen, aber bei vielen Gemeindegliedern. Und das ist nicht zulässig, denn Autorität und Achtung gehören zusammen.“

„Wenn aber jetzt . . .“

„Einen Augenblick! Außerdem habe ich hervorgehoben, daß der Glaube an diese Beschuldigungen bereits Auswüchse gezeitigt hat, die wiederum ganz unverträglich sind mit der Stellung eines Bürgermeisters. Es ist sogar zu Kaufereien gekommen. Sehen Sie, deshalb habe ich die Bestätigung verweigert, und das steht im Beschluß.“

„Derf i jetzt amal reden?“ fragte der Schuller.

„Na. Ich hab' Sie überhaupt noch immer angehört.“

„Sie sag'n, daß der g'fälschte Zett'l für Cahna soa Bedeutung net g'habt hat. Da muß i Cahna scho sag'n, Herr Bezirksamtman, Sie reden heut' anderst, als wie beim erstenmal. Wie'r i dös erstmal herin g'wen bi, da hab' i Cahna g'fragt, warum Sie mi abg'sekt hamn. Und Sie hamn g'sagt, weg'n de befannt'n Tatsachen, weil i Vergernis geb'n hab', weil i mein Bata mißhandelt hab'. Dös hamn Sie ausdrücklich g'sagt.“

„Sie waren damals so erregt, daß Sie mich nicht verstanden haben.“

„Na, na! I hab' Cahna guat vafstand'n. Weg'n de befannt'n Tatsachen hamn Sie g'sagt, und da Flori is dabei g'wen. Der fo's beweisen.“

„Sie tun so, als ob ich etwas ableugnen wollte. Ich brauche Ihre Zeugen nicht. Was ich gesagt habe, das vertrete ich schon.“

„Sie sag'n aba jetzt, daß dös soa Bedeutung g'habt hätt'l“

„Es war nicht maßgebend, sage ich. Natürlich habe ich von dieser Beschuldigung gesprochen, weil sie beim Akt liegt.“

„Dös war aba d' Hauptsach'. Sie hamn no zu mir g'sagt, i derf den Zett'l gar it anzweifeln.“

„Im Beschluß steht ganz deutlich, warum ich Ihre Wahl umgestoßen habe. Sie müssen jetzt nicht mit Geschichten daherkommen.“

„Weil's wahr is. Weg'n de befannt'n Tatsachen, hamn Sie g'sagt, und weil i Vergernis geb'n hab'.“

„Das habe ich geglaubt, und Ihre Mitbürger glaubten es auch. Sie haben die Leute nicht ruhig widerlegt, sondern haben geschimpft und gerauft. Und wer das tut, wird nicht Bürgermeister. Punktum!“

„Ich will ja gar soana sei; net g'schenk.“

„Was wollen Sie dann überhaupt von mir?“

„Mei Ehr' will i hamn!“

„Hab' ich sie Ihnen genommen?“

„Nawohl, dös hamn Sie!“

„Sie regen sich auf, Schuller!“ sagte Sylvester. „Das hilft nichts. Herr Bezirksamtman, erlauben Sie noch eine Bemerkung! Der ganze Streit ist doch damit angegangen, daß der Herr Pfarrer den Zettel hergezeigt hat!“

„Ja, und?“

„Und wenn jetzt bewiesen wird, daß der Zettel gefälscht ist, und daß die Beschuldigung erfunden ist, dann muß doch alles rückgängig gemacht werden!“

„Was soll man rückgängig machen?“

„Ich meine, die Verleumdung muß widerrufen werden.“

„Von wem?“

„Vom Herrn Pfarrer, weil er sie verbreitet hat.“

„Gut! Verlangen Sie das von ihm!“

„Der Schuller meint, Sie sollen es ihm amtlich befehlen.“

„Wie soll ich denn das machen?“

„Er hat Sie doch getäuscht!“

„Angenommen, er hätte mir die Unwahrheit gesagt, warum soll ich ihn zum Widerruf zwingen? Das tut doch immer der Beleidigte!“

„Wenn er Ihnen amtlich eine Fälschung vorgelegt hat!“

„Es ist haarsträubend!“ sagte Otteneber. „Sie reden immer, als wenn gerichtlich eine Fälschung festgestellt wäre. Das ist doch bloß Ihre Behauptung! Was fange ich damit an? Wenn ich sie weiter gebe, verklagt der Pfarrer mich. Das darf ich doch nicht!“

„Dös derfen Sie net?“

„Nein! Ich werde mich hüten.“

(Fortsetzung folgt.)

Kunsterziehung und künstlerische Kultur.

II.

Die erste Form, in der bildende Kunst dem Kinde entgegentritt, pflegt das Bilderbuch zu sein. Die von ihm ausgehenden Wirkungen auf die Entwicklung des kindlichen Geschmacks müssen nicht notwendig, aber sie können jedenfalls sehr schwerwiegende und unter Umständen entscheidende sein. Daher hat man sich in den letzten Jahren mit Recht einer gründlichen Reform dieses Erziehungsmittels zugewandt. Die alljährlich um die Weihnachtszeit von unierem Bildungsausschuß veranstalteten Ausstellungen empfehlenswerter Jugendchriften geben einen (natürlich nicht lückenlosen) praktischen Ueberblick über das bisher auf diesem Gebiete Geleistete. In einem uns vorliegenden kleinen Sammelband*) wird das Problem historisch und kritisch behandelt. Der Direktor der Bremer Kunsthalle, Dr. Pauli, schildert die Entwicklung des deutschen Bilderbuchs während des letzten Jahrzehnis. In der Zeit, da der Schulmeister und der Pastor ausschließlich darüber entschieden, was dem Kinde zu gefallen habe, gab es fast nur ganz moralische oder ganz fromme Jugendbücher. Daneben allenfalls noch solche, in denen das alltägliche Leben der Kinder in „idealisierender“ poetischer Form dargestellt wurde. In den Werken von Ludwig Richter, Oskar Pletsch usw. sind die Kinder immer musterhaft artig und erleben nichts Außergewöhnliches. Sine malen aber die Tugend auch schon bei fünfjährigen mehr geehrt als beliebt ist, wandte das kindliche Publikum seine Gunst Büchern wie „Struwelpeter“ zu, die zwar auch moralische Tendenzen verfolgen, die Moral aber indirekt und weniger langweilig in der Form phantastisch ausgeprägter Uebelthaten zum Ausdruck bringen. (Vom „Struwelpeter“ erschien im Verlage der Literarischen Anstalt in Frankfurt am Main kürzlich die 800. Auflage.) Die Richtung der Pletsch und Richter wird allerdings auch heute noch gepflegt und als ihre künstlerisch bedeutendsten Vertreter erscheint Hans Thoma mit seinem A B C-Buch und seinen Mal- und Postkartenbildern, die viele wertvolle farbige Lithographien enthalten. Aber die Kunst Thomas ist, ebenso wie die Ludwig Richters, im Grunde mehr für kindlich gestimmte Erwachsene als für Kinder geeignet. Andere, zu derselben Gruppe zählende Jugendchriften, wie z. B. die vor kurzem neu herausgegebenen Tierbilder von Otto Speckter, gehören in Form und Inhalt bereits der Vergangenheit an und haben daher für die Kinder, die heute an einen ganz anderen Stil in ihren Bilderbüchern gewöhnt sind, etwas Fremdartiges und schwer Verständliches. So ist es kein Wunder, daß heute die nähere oder entferntere Nachkommenschaft des „Struwelpeter“ den Sieg davongetragen hat. Schlichte, eindringliche Deutlichkeit der Zeichnungen, naive, meist mit Humor gewürzte Phantastik und ein einheitlicher dekorativer Stil, der sich auch auf die äußere Ausstattung, den Einband und das Vorkapppapier erstreckt, sind die hauptsächlichsten Vorzüge dieser modernen Bilderbücher. Aus der Fülle des Hervorragenden und Brauchbaren, das in den letzten Jahren auf diesem Gebiet geschaffen ist, sind vor allem die Bücher von Ernst Kreidolf („Nitzebude“, „Blumenmärchen“, „Die Wiesenzwerge“, „Die schlafenden Bäume“, die in diesem Jahr erschienenen „Sommervögel“), von Wilhelm Schulz („Frühelbst“), Karl Hofer, Er. R. Weiß, Arpad Schmidhammer („Nudi“), und R. F. von Freyhold zu nennen. Auch unter dem im Verlag von Georg W. Dietrich erschienenen Münchener Künstler-Wilderbüchern findet sich manches Brauchbare (z. B. „Hänschens Elsfahrt“ von Elsa Beskow), während die zu derselben Serie gehörenden Publikationen von Heinrich Schlicht, Otto Kubel und Georg Lang weder in den Illustrationen noch im Text den modernen Anforderungen genügen. Das uns vorliegende aus dem Illustrationsmaterial der Münchener „Jugend“ zusammengestellte Bilderbuch „Das deutsche Jahr im Wilde“ (Verlag der „Jugend“ 1908) ist künstlerisch einwandfrei und zum Teil sogar recht wertvoll. Die schönen, von R. M. Eichler, Walter Georgi, Angelo Janz, Adolf Münzer, Rudolf Sied u. a. entworfenen Blätter entsprechen aber, obwohl die Auswahl unter Mitwirkung der Berliner „Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege“ geschah, gar zu wenig dem kindlichen Auffassungsvermögen.

Wie vor kurzem waren die Pädagogen der Meinung, ein Schulzimmer müsse so gestaltet sein, daß nichts von der Aufmerksamkeit

auf den Unterricht ablenke. Darum ließ man die Wände kahl und strich ihre Flächen meist mit einem graugrünen Ton, der den Augen nicht schadet und die Seele nicht aufregt. Erst seit Anfang dieses Jahrhunderts entstand und verstärkte sich allmählich das Bedürfnis, die Wände der Schulzimmer mit guten Bildern zu schmücken. Durch diese Wandbilder, die nicht nur für die Säule, sondern auch für die Kinderstube bestimmt sind, soll das Kind daran gewöhnt werden, solchen künstlerischen Schmuck als einen unentbehrlichen Bestandteil seiner Umgebung zu betrachten. Es soll durch den täglichen Anblick guter Reproduktionen von malerischen, plastischen und architektonischen Meisterwerken seinen Geschmack bilden und veredelt und den Kreis seiner Anschauung erweitern. Nicht ein neuer Lehrgegenstand wird dadurch in die Schule eingeführt, sondern spielend und unbewußt nimmt das Kind die künstlerischen Eindrücke in sich auf. Besonders nachahmenswert erscheint dabei das System der englischen Pädagogen, den Kindern geeignete Blätter als Fleißprämien zu geben. Einzelne Nummern der wohlfeilen und sehr geschmackvollen Seemannschen Wandbilder (Lichtdruckreproduktionen nach Botticelli, Dürer, Franz Hals, Holbein, Knisdael, Donatello, Michelangelo, Anselm Feuerbach, Moriz v. Schwindt und anderen), die vom Kunstwart herausgegebenen Blätter und Mappen, die farbigen Originallithographien, die die Leipziger Firmen Teubner und Voigtländer publiziert haben, die Faksimilebrüche nach Lithographien von Hans Thoma und die schönen Zeichnungen von Fidus würden sich für diesen Zweck besonders eignen. Wo sich unter den Lehrern geeignete Kräfte finden — aber auch nur in diesem, heute noch seltenen Ausnahmefall — kann es nützlich sein, die Kinder durch zwanglose Unterhaltung vor den Wandbildern zum Kunstgenuß anzuregen. Freilich muß hierbei immer mit großer Vorsicht zu Werke gegangen werden, da durch lehrhafte Einwirkung bei der Jugend leicht ein wertloses, weil oberflächliches, kunstgeschichtliches Wissen erzeugt wird, das das naive Kunstempfinden irreführt oder ganz unterdrückt.

Außer der Gelegenheit zum Kunstgenuß muß aber den Kindern auch Anregung zu selbständigem, künstlerischem Schaffen gegeben werden. Natürlich nicht in der Absicht, einen selbstzufriedenen, fingerfertigen Diätantismus heranzuziehen, sondern lediglich zu dem Zweck, die ästhetische Naturbeobachtung zu wecken und zu entwickeln und den Geschmack zu bilden. Dazu sollen in erster Linie der Zeichen- und der Arbeitsunterricht in den Schulen dienen. Ueber die Ziele und die Organisation dieser beiden Lehrfächer geben in dem oben erwähnten Sammelwerk zwei berufene Sachleute, der Prof. Ballat aus dem preussischen Kultusministerium und der Direktor Peter Jessen vom Berliner Kunstgewerbemuseum, eine in mannigfacher Hinsicht lehrreiche Auskunft. Die Anregung zur Umgestaltung des Zeichenunterrichts in den preussischen Schulen ging von Hamburg aus. Die Reform begann bei uns im Jahre 1901. Man gab das bisher übliche stumpfsinnige Kopieren von fertigen Vorlagen auf und setzte an seine Stelle das Zeichnen beziehungsweise Malen nach der Natur und aus dem Gedächtnis. Das Ziel des Unterrichts ist: die naive Auffassungs- und Darstellungsweise des Kindes allmählich zu einem bewußten Beobachten und Wiedergeben der Dinge seiner Umgebung zu entwickeln. Der Schüler soll die zu zeichnenden Gegenstände selbständig und frei auffassen, in allem Wesentlichen getreu und mit Verständnis darstellen und in klaren Vorstellungen im Gedächtnis bewahren lernen. Als Lehrstoff dienen in den unteren Klassen Gebrauchs- und Naturgegenstände, bei deren Darstellung die Tiefenausdehnung keine oder doch leicht zu überwindende Schwierigkeiten macht. Auf die perspektivischen und Beleuchtungserscheinungen wird erst eingegangen, wenn die Schüler das Alter von 12 bis 13 Jahren erreicht haben. Farbe wird von Anfang an verwendet, und zwar zuerst der Buntstift, später die Wasserfarbe. In den unteren Klassen werden die geeigneten Flächen nur farblich angelegt, allerdings möglichst bald in der Lokalfarbe des dargestellten Gegenstandes. Das eigentliche Malen, d. h. das Modellieren mit der Farbe, beginnt erst, wenn die Schüler 13 bis 14 Jahre alt sind. Bildliches Komponieren und Entwerfen von Ornamenten werden lehrplanmäßig nicht betrieben, da sie beim Lehrer wie beim Schüler eine besondere schöpferische Beanlagung voraussetzen. Wo das Ornamentieren von Gegenständen geübt wird, beschränkt man sich auf praktische Versuche im Handarbeitsunterricht. Und zwar entwirft man nicht Ornamente mit Bleistift oder Pinsel, sondern man sticht mit der Nadel, schnitt mit dem Messer, knipft, treibt usw. Denn es ist eine alte Erfahrung, daß man zu einem besseren Ornament kommt, wenn man sich vom Material und Werkzeug zu einer Dekoration anregen läßt, als wenn man nur auf dem Papier Entwürfe macht und diese dann dem Stoff und der Technik aufzwingt. Was schließlich das Studium des historischen Ornamentes anbelangt, so wird dieses heute nicht mehr, wie früher, an der Hand von Vorlagen und Gipsmodellen betrieben, sondern man legt den Schülern wirkliche, den Originalen in edlem Material nachgebildete Gegenstände (Waffen, Leuchter, Kränze usw.) vor und verjudet ihnen an diesen Beispielen einen Begriff von antiken, mittelalterlichen und Renaissanceformen zu geben. Alles in allem aber dürfen auch im Arbeitsunterricht die Ornamente durchaus nicht die Hauptrolle sein. Nicht die Lust am Schmücken, sondern der Sinn und das Verständnis für Gediegenheit ist unserer Werkkunst im Laufe des 19. Jahrhunderts abhanden gekommen. Daher muß der erste Grundsatz des Handarbeitsunterrichts lauten: Mehr Konstruktion, weniger

*) Deutsche Kunsterziehung. Im Auftrage des deutschen Landesauschusses für den dritten internationalen Kongreß zur Förderung des Zeichen- und Kunstunterrichts veröffentlicht. Verlag von V. G. Teubner in Leipzig und Berlin. Preis 2 M.

Decoration. Nicht diezierenden, sondern die aufbauenden Techniken sind das wichtigste. In der modernen Architektur, und ebenso im modernen Kunstgewerbe, entscheiden nicht mehr die Einzelheiten, sondern das Ganze: der Aufbau der Gruppen, die Gliederung der Massen, der Wohlklang der Verhältnisse, der Wechsel der Rhythmen, das Spiel der Linien und der Umrisse. Diese wesentlichen Reize im Kunstwerk zu sehen, zu suchen und zu würdigen, soll die Jugend lernen. Daher darf man das Kind nicht fertige Gegenstände verzieren lassen, sondern es muß vor allem erst die Gegenstände selber, mit sämtlichen Zutaten, von oben bis unten, eigenhändig hergestellt haben. In dieser Hinsicht erscheint die Arbeit an der Hobelbank als der wichtigste Zweig des Handwerksunterrichts. Neben der Holzarbeit leitet die Papparbeit zu besonderer Sauberkeit und Genauigkeit an, während die Metallarbeit die hohe Schule der verschiedensten Verfahren ist. Mit der soliden Gediegenheit der Arbeit hängt auch die Achtung vor dem Material zusammen. Daß im Unterricht nur edles Material verwandt werden darf, ist selbstverständlich. Die Kinder müssen lernen, falschen Schein zu durchschauen und zu mißachten, wie sehr er auch dem heute bei uns noch herrschenden Barbarengeschmack entsprechen mag. Man dulde kein Papier, das wie Leder oder Leinwand aussteht. Das Holz übermale man nicht mit deckenden Farben, sondern lasse es in seiner natürlichen Schönheit. Man lehre die Reize der Oberfläche, das Spiel der Maserung schätzen und wende selbst farbige Beizen nur mit Vorsicht an. Und schließlich sollte auch bei der Arbeit in der Schülerwerkstatt das Prinzip der Zweckmäßigkeit niemals außer acht gelassen werden. Jedes Produkt, das die Kinder im Arbeitsunterricht herstellen, muß einem vernünftigen Gebrauchszweck dienen, in der Wohnstube oder in der Küche, als Kleidungsstück oder als Spielzeug. Die Werkstatt soll eben ein Rottwedisches zum Schönen gestalten; das ist ihr Ursprung und ihr Weien. Deshalb lasse man nie sogenannte Lebewesen, sondern immer nur ganze Gegenstände anfertigen. Auch in den Mädchenschulen sollten die Techniken der Nadelarbeit nicht an öden Mustertüchern, sondern an einfachen Ganzsachen, an Taschen, Kragen, Schürzen, Puppenkleidern usw. geübt werden. Alles in allem hat der Arbeitsunterricht nicht nur den Zweck, den Schülern allerhand technische Geschicklichkeiten beizubringen, sondern er verfolgt ein allgemeineres und höheres Ziel: wie der Zeichenunterricht den Geschmack für Glanzkunst bildet, so soll die Werkarbeit das Gefühl für Raumkunst, für männliche Schönheit in drei Dimensionen, bei der Jugend wecken und fördern.

Das wären also die ersten heideneben Anlässe zu einer Kunst-erziehung im modernen Sinne. Daß Herr Anton v. Werner sich diesen Reformen von Anfang an mit allen ihm zu Gebote stehenden Nachmitteln widersetzt hat, ist selbstverständlich und kann nur zu ihren Gunsten sprechen. Wie weit und in welcher Weise übrigens die an sich durchaus lobenswerten Programme in der Schulpraxis wirklich durchgeführt sind, entzieht sich unserer Kenntnis. Daß sie aber bei richtiger Handhabung wertvolle Resultate erzielen müssen und zur ersten Anbahnung einer soliden künstlerischen Kultur dienen können, ist zweifellos.

John Schilowski.

Naturwissenschaftliche Bücherschau

Das Weihnachtsfest steht vor der Tür. Wie in jedem Jahre häufen sich auch diesmal in den Buchhandlungen die literarischen Neuerscheinungen zu hohen Stapeln. Einen immer breiteren Raum nehmen darunter die vollständigen naturwissenschaftlichen Schriften und Werke ein. Es ist schwer, sich in dieser Hochflut zurechtzufinden, und an die Aufnahmefähigkeit des armen Regensenten werden oft harte Anforderungen gestellt. Es ist wirklich nicht immer erfreulich, sich durch diese Massenproduktion durchzuwinden, um das wenige Wertvolle herauszufindern. Auch heute kann hier nur auf einige Werke kurz hingewiesen werden, die vielleicht manchem noch als Weihnachtsgabe willkommen sein dürften.

Erst das letzte Jahr hat uns mit einem schönen, gediegenen, dreibändigen Werke von Dr. Ludwig Reinhardt beschenkt (Verlag von Ernst Reinhardt in München, 1907 und 1908. Preis des Bandes in Leinwand gebunden 8,50 M.), das unter dem etwas sensationellen Titel: „Vom Rebellkud zum Menschen“ seit langer Zeit die erste wissenschaftlich einwandfreie, auf dem Boden modernster Forschung stehende und dabei wirklich vollständige Darstellung des Naturganges ist. Schon kurz vorher hatte sich Reinhardt durch sein Werk: „Der Mensch zur Eiszeit in Europa“ (im gleichen Verlage, Preis geb. 8,50 M.), das heute bereits in stark erweiterter Form in zweiter Auflage vorliegt, einen geachteten Namen erworben und seine Befähigung erwiesen, auch einen spröden Stoff weiten Kreisen zugänglich zu machen. Das neue großangelegte Werk bestätigt vollumfänglich diesen günstigen Eindruck. Der erste Band behandelt die Geschichte der Erde. In dreizehn reich illustrierten Kapiteln wird der Leser mit den wichtigsten Fragen der Astronomie und Geologie vertraut gemacht, er lernt die Kräfte kennen, die zur Entstehung der Erde mit ihren Gesteinsmassen und Gebirgen führten, er sieht, wie die Entwicklung unaufhaltsam vordrückt, wie andere Kräfte wieder das kaum Gebildete zerstören und wie in diesem ewigen Widerstreit der Erdball endlich vorbereitet wird, um Leben tragen zu können. Der zweite Band „Das Leben der Erde“ zeigt

dann, wie das Leben entstand, sich ausbreitete und im allmählichen Verdegange zu immer höheren, komplizierteren Formen aufstieg. Alle wichtigeren Probleme der allgemeinen Biologie finden eingehende Berücksichtigung. Neben der angenehmen, leicht verständlichen Schreibweise berührt besonders sympathisch, daß der Verfasser sich streng an das von der Wissenschaft tatsächlich Erforschte hält, sich nicht in unfruchtbare Hypothesen einläßt und keine Scheu hat, zuzugeben, daß zahlreich Fragen noch einer Erklärung harren. Das ist gerade die Klippe, an der die meisten populären Schriftsteller scheitern, daß sie den Leser durch allzu oberflächliche Erklärungen über den wahren Stand der Wissenschaft täuschen. Daher kann man ein Werk, wie das Reinhardt'sche, nur mit Freuden begrüßen und wünschen, daß es in keiner Volksbibliothek fehlen möge. Was will es diesen Vorzügen gegenüber verschlagen, wenn der Verfasser sich noch gar zu sehr im Banne des Darwinismus befindet und z. B. den Wert der Nimitzhypothese, der Schußfärbung usw. überschätzt. So läßt sich heute ein Satz, wie er sich auf S. 393 findet: „wie ließe sich sonst die bereits von Darwin beschriebene Erscheinung erklären, daß Modelle und Nachahmer stets dasselbe Gebiet bewohnen“, nicht mehr aufrechterhalten. Diese Erscheinung bedarf deshalb keiner Erklärung, weil sie nicht stimmt. Ein Beispiel nur für viele: zwei Schmetterlinge, *Semnia auritalis* und die verwandtschaftlich recht fernstehende *Caryatis viridis*, sehen einander täuschend ähnlich. Ein prächtiger Museumsfall für Krimken, dabei lebt der eine Falter in Brasilien, der andere in — Kamerun. — Erst wenige Wochen sind vergangen, daß der Hallenser Geologe, Professor Johannes Walther, ebenfalls ein Werk herausgab: „Geschichte der Erde und des Lebens“ (Verlag von Zeit u. Co., Leipzig 1908. 570 Seiten mit 353 Abbildungen. Preis gebunden 14 M.), das im wesentlichen ähnliche Fragen behandelt, nur daß die biologischen Probleme mehr zurücktreten. Während aber Reinhardt lediglich den heutigen Stand der Wissenschaft, wie er an den Universitäten gelehrt wird, seinem Publikum vermitteln will, schreitet Walther durchaus eigene Wege. Ja bisweilen hat sein Buch direkt revolutionären Charakter und stürzt die ganze Schulmeinung über den Hausen. Für den Fachmann ist es ein Genuß, diesen geistreichen Hypothesen nachzugehen, doch auch der Laie wird das Buch mit großem Nutzen lesen. Die reizvolle, anschauliche Sprache hilft über manche Schwierigkeiten hinweg, und wenn Walther auch allzutüftel oft seine Theorien ausbaut, es ist immer der Mann der strengen Wissenschaft, der das, was er vorbringt, auch zu begründen weiß. Ich kenne wenige Bücher, die so reiche Anregung, so viel Stoff zum Nachdenken bieten. Die Ausstattung ist sowohl, was Druck wie Abbildungen anbetrifft, eine sehr gute.

Der rührige Kosmos-Verlag in Stuttgart ist auch in diesem Jahre nicht untätig gewesen. Wenn ich auch nicht mit allem, was die Redaktion heransbringt, einverstanden bin, so muß doch anerkannt werden, wieviel hier für den geringen Preis von 4,80 M. im Jahr geleistet wird. Die Zeitschrift „Kosmos, Handweiser für Naturfreunde“ erscheint jetzt in zwölf monatlichen, gut ausgestatteten Heften und vermittelt einen reichen Wissensstoff. Gerade bei der weiten Verbreitung des Blattes — die Gesellschaft zählt zirkel 40 000 Mitglieder — wäre es aber zu wünschen, daß die Redaktion eine noch sorgfältigere Auswahl unter den Mitarbeitern träge und nur wissenschaftlich durchgebildete Fachleute zu Worte kommen ließe. Der Nutzen, der durch die Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse geleistet würde, könnte dann noch ein weit größerer sein. Man darf aber nicht ungerecht werden und muß anerkennen, daß sich das Niveau des Blattes von Jahr zu Jahr gehoben hat. Von den regelmäßigen Veröffentlichungen der Gesellschaft, die den Mitgliedern kostenlos zustehen und sonst 1 M. kosten, möchte ich an dieser Stelle vor allem die Bändchen von Dr. E. Reichmann: „Vom Leben und vom Tode“, „Fortpflanzung und Zeugung“ und das kürzlich herausgekommene kleine Werk „Die Vererbung als erhaltende Macht im Prozesse organischen Geschehens“ erwähnen, die alle von wissenschaftlichem Geiste getragen in vortrefflicher Weise in das behandelte Gebiet einführen. Dem ansprechenden Bändchen von Dr. Kurt Floerke: „Die Vögel des deutschen Waldes“ von demselben Verfasser, dem die gleichen Vorzüge nachzurühmen sind: anziehende, liebevolle Schilderungen und intime eigene Beobachtungen. Ebenfalls eine durchaus erfreuliche Erscheinung ist Sajó: „Krieg und Frieden im Ameisenstaat“, dagegen kann ich mich mit den Büchern von Dr. Th. Zell und Dr. M. W. Meyer nicht einverstanden erklären. Was ich bezüglich der Zeitschrift Kosmospublikationen gesagt habe, gilt auch für seine neueste Schrift: „Unterscheidet das Tier Mann und Frau“. Auch hier ist die Durcharbeitung eine viel zu oberflächliche, als daß der Leser wirklichen Nutzen davon haben dürfte. Ueberhaupt berührt es unsympathisch, wenn ein Schriftsteller sich auf jeder zweiten Seite selbst zitiert und seine Person allzusehr in den Vordergrund drängt. In der Wissenschaft kommt es vor allen Dingen auf die Tatsachen und Entdeckungen an, nicht aber, wer sie gemacht hat oder begründet hat. — Vielen willkommen wird eine kleine Schrift von G. G. Graß sein: „Leitfaden durch die Entwicklungsgeschichte, an der Hand der Sammlungen im Museum für Naturkunde in Berlin“ (Verlag Buchhandlung Vorwärts, 48 Seiten, Preis 0,30 M.) sein. In anspruchsloser Form gibt das kleine Werk eine Darstellung der Entwicklungs-geschichte der Erde und der Organismenwelt und

wird gleichzeitig zu einem geschickten und — wie mit verschiedenen Stichproben gezeigt haben — zuverlässigen Führer durch die ausgedehnten Sammlungen des Museums für Naturkunde. Ich zweifle nicht, daß es seinen Zweck, den Besuch des Museums nutzbringender zu gestalten, in guter Weise erfüllen wird. — Was uns schon seit langem fehlt, ist eine billige und wirklich gute deutsche Ausgabe von Darwins wichtigsten Werken. Der Verlag von H. Kröner, Leipzig, hat jetzt damit den Anfang gemacht und gibt als ersten Band in der Uebersetzung von Dr. H. Schmidt, dem bekannten langjährigen Assistenten von Ernst Haeckel, die „Abstammung des Menschen“ heraus. Dieser erste Versuch ist entschieden ermutigend und man kann nur hoffen, daß bald weitere Bände in gleich fließender und korrekter Uebersetzung folgen. — Zuletzt sei noch eine Publikation genannt, die jeder Naturfreund nur mit lebhafter Freude zu Hand nehmen wird, ich meine die schon lange erwarteten, von Meerwath herausgegebenen „Lebensbilder aus der Tierwelt“ (Verlag von A. Voigtländer, Leipzig, Preis gebunden 14 Mark), die uns das heimische Tierleben in einer reichen Zahl photographischer Naturaufnahmen vor Augen führen. Bisher liegen zwei Bände, Vögel und Säugetiere, fertig vor, und man kann nur seine Zustimmung zu dem Gebotenen äußern. Auch der begleitende Text wird in bester Weise seiner Absicht gerecht, ein möglichst plastisches Bild von der Lebensweise der Tiere in der freien Natur zu entwerfen.

Dr. Thesing.

Die Geschichte unseres Spielzeugs.

„Spiele, Hebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich, Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb; Koch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken, Und dem willigen Kind fehlt noch die Pflicht und der Zweck.“ So hat Schiller das spielende Kind gepriesen als den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht, als das unverlierbare Paradies der Unschuld und der Erneuerung in der Geschichte des Menschengeschlechts. Ewig gleich ist das Kind in seinem Spiel und ewig gleich ist sein Spielzeug. Die kleinen Legohpfer und Oriecken schon haben sich an den gleichen Dingen erfreut, an denen auch noch unsere Kinder sich ergötzen. Klappern und Puppen sind wohl nicht viel später entstanden als der Mensch selbst. Schon in prähistorischen Gräbern sind in Ton gebrannte Puppen und Figuren von Tieren gefunden worden, dann künstliche Kessel und Birnen, die innen hohl waren und in denen eine Kugel raselte. In den uralten Totenhäusern der Babylonier standen kleine Bronzefiguren, kleine Gefäße und Rapschen aus Ton, die wohl als Spielzeug den kleinen Entschlafenen ins Reich der Schatten mitgegeben waren. Mit geschnittenen Pferdchen spielten die Kinder der Germanen und die altnordischen Sagas erzählen von messingnen Köhlein, die den Kindern der Vornehmen geschenkt wurden. Das wichtigste Spielzeug, wie es auch heute noch in den Kinderstuben das größte Entzücken erregt, wird ziemlich vollständig in römischen Quellen aufgezaht. Da finden wir kleine Häuser und Wagen, die Puppe, das Stedenpferd, den Kreisel, die Stelzen und den Reifen. Aber wie ja fast alle Kulturereignisse der Antike mit den Stürmen der Völkerwanderung verloren gingen, so ist auch unser Spielzeug erst allmählich im Mittelalter aus kleinen Anfängen wieder zu größerer Mannigfaltigkeit und hohem Luxus herausgebildet worden.

Es war natürlich, daß in der christlichen Zeit Schmutz und Bieder des Kinderlebens um die Gestalt des Jesuskinds gesammelt wurden. So begegnen wir denn auch dem ersten Spielzeug auf Darstellungen des Jesuskinds; es hält eine schöne Blume oder eine seltene Frucht in den Händchen, hascht nach glänzenden Käfern und freut sich an dem bunten Gefieder farbenprächtiger Vögel. Mittelhochdeutsche Dichtungen führen dann diesen Zeitvertreib weiter aus, erzählen von kleinen Vögeln aus Lehm, von einem Stedenpferdchen. In früheren Miniaturen finden wir am Rande erster kirchlicher Betrachtungen Aufzüge von allerliebsten Stedenreitenden Knaben. Das erste kompliziertere Spielzeug, dem wir in unseren deutschen Quellen und überhaupt in den Quellen des Mittelalters begegnen, findet sich auf einer Miniatur des Hortus deliciarum der Herrad von Landsberg, die zwei Knaben an einem Tisch darstellt, wie sie zwei geharnischte Gliederpuppen mit Schnüren hin und her bewegen und gegeneinander sechten lassen. Die Mädchen des zwölften Jahrhunderts besaßen prächtig aufgeputzte Puppen. Für die ganz Kleinen gab es die bekannten Klappern oder Schlottern mit einer Pfeife aus Wein oder Horn, mit Blöcken und Röllchen, die bei den Reichen aus Silber waren. Beliebte waren auch bereits die Kugelspiele mit Schuffern oder Murneln, über deren Herstellung aus Glas eine Stuttgarter Handschrift des 15. Jahrhunderts berichtet: „Das sint die gelben Kugeln, da die Schüler mit spielen, und sint gar wohlfeil.“ Ältere Buben richteten mit dem Blasrohr unter den Vögeln manch Unheil an, trieben Kreisel und schnellten Ringe in die Luft. Ein künstlicheres Spielzeug sind die Kleinen aus Holz geschnitten und buntbemalten Vögel, von denen Guillebert von Metz im Jahre 1434 erzählt, es wären „Nachtigallen, die auch im Winter fangen“.

Eine eigentliche Spielwarenindustrie hatte sich bereits im 14. Jahrhundert in Nürnberg entwickelt. Dafür sind ein Beweis die merkwürdigen Puppen, Widelfinder, Meier und

sonstigen Spielgeräte, die 1850 in Nürnberg unter dem Pflaster gefunden wurden und jetzt im Germanischen Museum aufgestellt sind. Sie sind aus weißem Ton gebrannt, haben auf der Brust bisweilen eine kreisrunde Vertiefung, in die ein Patenpfennig gelegt war, und wurden schon damals in ferne Gegenden verhandelt. Diese Puppen haben bereits im wesentlichen das traditionelle Aussehen, das sie durch die Jahrhunderte bewahrt haben und trotz aller „Reformen“ nie ganz verlieren werden. Eine schöne Saarperide ist das wichtigste; auf Nase, Mund und Augen kommt es nicht so sehr an. Von den Puppen, die ein Jahrhundert später ein geschickter Spielwarenfabrikant Gottmann für eine kleine bayerische Herzogin anfertigte, sind uns Abbildungen erhalten. Hier sind die Köpfe aus Holz geschnitten und mit einem prächtigen Saarschopf verziert. Die Nase ist nur angedeutet; die Augen erheben zwei schwarze Striche, die Waden sind rot gefärbt und auch der kleine Mund ist bemalt. Schon damals war augenscheinlich eine Bewegung zur Verschönerung der Puppen im Schwange, denn Ludovico Dolce, ein Nestbeter der Renaissance, dem wir aufschlußreiche Gespräche über die Schönheit verdanken, warnt davor, die Puppen zu menschenähnlich und prächtig zu machen, da sie dann den Kindern nicht mehr so gut gefallen. Doch schon damals blieb auch die Freude an der echten, rechten Puppe, die nun einmal nicht „zu schön“ sein darf, den Kindern der Armen vorbehalten; für die Kinder der Reichen begann man Kunstwerke und Kostbarkeiten zu fertigen.

Ein solches Wunderwerk muß die Puppe gewesen sein, die Ludovico Sforza, der Herzog von Mailand, für seinen kleinen Sohn Massimiliano verfertigen ließ; an ihr haben die größten Künstler, die sich damals an dem Hof des More versammelt hatten, gearbeitet, auch Leonardo da Vinci. Das muß ein einzigartiges Schanstück gewesen sein, aber sie ist verloren und vergessen. Es wird in der Renaissance „Stif“, Fürstentümern das wertvollste und herrlichste Spielzeug zu schenken. Berühmt wurde „eine kleine, ganz aus Silber gefertigte Puppeneinrichtung, mit Zimmern, Betten, Möbeln, mit einem Büfett, Töpfen, Tellern und anderem Geschir“, die 1571 eine französische Prinzessin erhielt. Sie sollte eine Uebertrumpfung der schönen Puppen- oder Dollenhäuser sein, die in Nürnberg und Augsburg für die Kinder vornehmer Leute verfertigt wurden. Diese Häuser, die mehr als tausend Gulden kosteten, waren von Keller bis zum Boden ganz so eingerichtet und ausgestattet, wie das prächtigste Wohnhaus der Großen. Da waren in minutiöser Ausführung zu sehen Waschküche und Badestube, Stall und Garten, ein Kaufladen und eine Speisekammer, eine gewöhnliche und eine Brunküche. Dann stieg man hinauf zu den reich ausgeschmückten und getäfelten Prunkzimmern, zu Wohn-, Schlaf- und Kinderzimmern, deren hohe geschnitzte und eingelegte Schränken mit der zierlichsten Leinwand und Wäsche gefüllt waren, in denen schön ausgestaffierte Himmelbetten prangten. In den Kinderzimmern fehlten für die Puppenkleinen auch Spielzeuge im Spielzeug nicht; sondern winzige Schaufelpferde, Schlottern, Kauftüchchen standen herum. Das großartigste dieser Dollenhäuser besitzt das Londoner South-Kensington-Museum, aber auch im Germanischen Museum sieht man einige vorzügliche Beispiele dieser Liliputpaläste. So sinnreich und kunstvoll waren diese Häuser, daß auch die Großen daran Gefallen fanden.

Nürnberg und Augsburg, die beiden alten Zentren der Spielwarenfabrikation, lieferten auch ihre prächtigsten Waren nach dem französischen Königshof. Sehr genau sind wir über das Spielzeug Ludwigs XIII. unterrichtet, denn sein Arzt Héroard hat vom 1. bis zum 17. Jahre des Prinzen alles sorgfältig aufgezeichnet, was er geschenkt bekam. Da finden wir denn schon im vierten Jahre „kleine Spiele aus Deutschland“ erwähnt und in seinem siebenten Jahre „ein Gerät, verfertigt zu Nürnberg, in Form eines Schaufelstranges, worin eine große Anzahl von Personen die verschiedensten Bewegungen und Stellungen ausführte“. Das kostbarste Spielzeug, das vielleicht je existiert hat, wurde dann für Ludwig XIV. angefertigt. Es war eine ganze Armee, Kavallerie, Infanterie, Artillerie und Kriegsgerät aller Art, von einem geschickten Bildhauer und einem Goldschmied ganz in Silber ausgeführt. Dieses prächtige Heer, das eine ganze Anzahl von Kästen füllte, kostete 50 000 Taler. Rivalisieren kann mit diesem Spielzeug höchstens noch die Puppe, die Ludwig XV. der spanischen Infantin schenkte, die er heiraten sollte und für die er 20 000 Pfund zahlte.

Die meisten Kinder freilich muhten sich mit solch einem Spielzeugparadies in der Phantasie begnügen. Die befeelende und belebende Phantasie, die dem Spielzeug Leben und Bewegung einbläst, war auch damals des Kindes schönste Gabe. Der fortschreitende Erfindungsgeist und die geschichtlichen Ereignisse sorgten auch früher für Abwechslung im Spielzeug. Eine Zeitlang wurde der Janagbecher, der schon Rabelais unter dem Riesenspielzeug seines Gargantua erwähnt, allgemeine Mode; dann kam die Laterna Magica auf, die der gelehrte Jesuit Athanasius Kircher erfunden hat. Dann belustigte man sich an Teufeln, die aus einem Kasten sprangen; im Rokoko entzückten die Hampelmänner alle Welt und am Lottospiel berauschten sich die Kleinen nicht weniger als die Großen. In den Wilderbogen, aus denen man die lustigsten Figuren ausschneiden konnte, spiegelte sich ein kleiner Ausschnitt der Zeitgeschichte wieder. Das Ewig-Bleibende hat auch beim Spielzeug sich stets mit dem Aktuell-Modernen betragen müssen. . . .

P. L.